

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Ein Märlein vom Schweizerlande
Autor: Bleuler-Waser, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ändern zu morden, und die Völker tun es in großem Stil.

Das Ergebnis des allgemeinen Kampfes in der Natur, deren Zwecke wir nicht durchschauen, war nach unserm Sinn und Verstand eine Vervollkommnung, die allmählich zur Entstehung und weiterhin zur Fortbildung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes führte. Dies selbst erkannt und seine Fortbildung zum eigenen Zweck erhoben zu haben, wurde im Bewußtsein des Menschen seine Kultur Aufgabe, die nun darin bestand, alles zu bekämpfen, was der allgemeinen Entwicklung, zunächst aber der seiner engeren Gemeinschaften, der Staaten, sich entgegenstemmte.

Alle Staatswesen fußen auf selbstgeschaffenen Gesetzen, und jedes für sich verbietet den Mord seinen Angehörigen, bildet ihn aber aus und organisiert ihn in großem Maßstab gegen die andern.

Jeder Staat hat seine eigenen Gesetze und sein Recht, das, soweit seine Macht reicht, die Gesamtheit vor den Uebergriffen des einzelnen schützt und an Stelle des Kampfes zwischen den einzelnen, insofern deren Existenzbedingungen gefährdet erscheinen, den Schiedspruch fällt nach von ihm aufgestellten Normen. Der Staat hat so die Macht, innerhalb seiner Grenzen die Kultur zu schützen und zu fördern, kraft des Gesetzes.

Ueber den Staaten aber steht kein Gesetz. Hier waltet noch das kulturfeindliche,

barbarische Recht des Stärkern, hier soll der Krieg entscheiden.

Und — wenn keiner Sieger wird, wenn beide Kämpfer durch immer neue Koalition des Schwächeren mit bisher Unbetheiligten das schwankende Gleichgewicht stets wieder herzustellen wissen, wenn schließlich beide Parteien zur Einsicht gelangen, daß sie selbst der Erschöpfung entgegengehen und die gesamte Kultur durch den Krieg in Frage gestellt wird, daß der Streit durch ihn nicht geschlichtet werden kann — dann erst wird ein Recht zum höchsten Gesetz, dem sich beide zu unterziehen sich entschließen müssen, wenn sie nicht von außen dazu gezwungen werden können.

Wer nun aber Recht zu sprechen hat, sieht sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, zu den Anfängen aufzusteigen, die Ursachen des Streites zu ergründen. Und diese wird er immer zunächst in der rohen Begehrlichkeit der menschlichen Natur finden, die nur das ihr innewohnende oder ein ihr von außen diktiertes Gesetz der Menschlichkeit hätte in Schranken halten können.

Was die unmittelbare Veranlassung des Krieges anbetrifft, wird sich derjenige am meisten verantwortlich fühlen müssen, der sich im Besitz der größten Intelligenz, der höchsten Kultur und der reichsten Machtmittel glaubt; denn vermöge dieser Eigenschaften hätte es ihm am ehesten zugestanden, den Krieg zu verhüten.

Ein Märlein vom Schweizerlande.

Von Hedwig Bleuler-Waser, Zürich *).

Nachdruck verboten.

Als der liebe Gott mit Hilfe seiner Erzengel die Erde aus dem ärgsten Chaos heraus hatte, beschaute er das gemeinsame Werk und sagte ihnen lächelnd: „Kinder, das ist euch nur allzugut geraten! So erzengelmäßig ordentlich und fadengerade habt ihr mir da unten aufgeräumt... Wer hieß euch denn alle Schneeberge aufeinander türmen, die Hügel in gerade Reihen ausrichten, die Ebenen zueinander, Wüstenei an Wüstenei, Wälder an Wälder, Felder an Felder legen, Wasserguß auf Wasserguß in langweilige Becken schütten? Auf der einen Seite seh ich Schnee und Eis in Klumpen, auf der andern Feigen

und Kastanien in lauter Hitze braten, hier Einsamkeiten, daß die Füchse und Hasen gar nicht aufhören können, einander gute Nacht zu sagen, dort ein unausstehliches Gedrängsel und Gewimmelsel von Menschen und Häusern! Und dann dieses einschichtige Völkerwesen darin, jede Sippschaft von der andern hübsch abgetrennt, und wäre es bloß durch ein hochmütiges Mäuerchen, keine von der andern ein Wort

*) Unsere Leser finden dies Märchen in einem demnächst im Verlag von A. Francke in Bern erscheinenden Büchlein der Verfasserin, das mit dem Titel „Funken vom Augustfeuer“ vom Bund Schweizerischer Frauenvereine als Anregung zur nationalen Erziehung in der Schweizerfamilie herausgegeben wird. A. d. R.

verstehend, jede die andern Barbaren scheltend, ein hochnasig blindes Gezücht! Und alles bleibt da natürlich ewig stehen, wo und wie es war. Jeder treibt's weiter, wie die Urgroßmutter es ihm vorgemacht; denn keiner will vom andern etwas lernen. Das müssen wir einmal anders versuchen, sonst vergeh ich vor langer Weile. Wißt ihr was: Bringt mir nun einmal von den Riesengeschlechtern der Häuptlinge da drunten je den jüngsten hieher!"

Und während seine Boten dahinfuhren, die Verlangten zu holen, schuf der Herr in der Mitte des Erdteils, den er sich zum ersten Augenmerk erkoren, dort, wo die höchsten Gebirge sich türmen und die Ströme nach allen Meeren senden, ein leidlich wohnbares Plätzchen und umgrenzte es nicht allzuweit mit Berg, Fluß und See. Dahinein stellte er die prozigen Ankömmlinge: „Hier also sei euer Tanzplatz, da mögt ihr euch regen!“ — „Wir stoßen mit den Ellbogen aneinander,“ schrieen sie; „Herr, es ist nicht genug Platz da!“ — „Wir haben auch zusammenrücken müssen und sind noch größer als ihr,“ sprachen ihnen die Berge zu. Und schließlich gaben sich auch die Riesenfinder zufrieden, besonders da sie sahen, daß es doch nichts nütze und der Herr ihnen jedesmal wieder ein Stücklein Land abschränze, wenn sie murrten. Sie teilten sich in den Boden, mit dem es streng haushalten galt; denn jußt ergiebig war er nicht, ein gut Teil Fels und Eis und Wasser. „Etwas bequem machen dürft ihr's euch aber, ihr Herren Riesenöhne,“ nickte ihnen der Herr zu. „Die Möbel mögt ihr zurechtrücken in eurer guten Stube, daß jeder zu dem Seinen komme!“

Da fingen sie denn an zu wirtschaften nach ihrer Weise. Wo der Bergrieße allzu ausgiebig Felsen aufeinanderstichtete, riß ihm sein Bruder vom Tale tiefe Gräben hinein, und der Wasserrieße stahl ihm die größten Brocken, zermürbte sie und wälzte sie hinunter. Der Meermann versuchte das eine Mal auf der einen, das andere Mal auf der entgegengesetzten Seite des Landes ein kleines Meer anzugießen, aber der Wald- und Wiesenbruder schrie: „Ich muß auch noch Platz haben!“ sodaß es bei den zwei Anfängen blieb im Nordosten und Südwesten. Der Frostriefe hatte

Haufen Eises aus seinen Säcken in die Spalten und Sättel der Gebirge geschüttet, bis sein heißer Bruder aus dem Süden kam, um da und dort wegzuräumen, mit warmem Anhauch üppiges Grün, Edelkastanien und duftende Reben hervorzuzaubern. Dem Städtebauer, der eben eine Riesenstadt aufzustellen anfang, kam ein tölpischer Feldrieße in die Quer, der ihm seine Bauwerke über den Haufen warf, sodaß jener erschrocken floh, aus seinem Häuservorrat da und dort ein Trüpplein über die Flur oder dem Seeufer entlang streuend als Städtchen und Dörfer.

Es mischte sich in kurzem alles bunt zusammen, sodaß der liebe Gott bei der alltausehndjährlichen Rundschau fand, das sei sein kurzweiligstes Stücklein Welt geworden, alles hübsch durcheinander gewurstelt: Berg, See, Wald und Feld und Stadt. Als er sich nach den fleißigen Riesenkindern umsah, siehe, da waren sie, ihrem Lande entsprechend, auch kleiner und mannigfacher geartet worden. Wie einst die Gegenden, hatten sich auch die Typen ihrer Bewohner gemischt: blonde und dunkle, flogige und hikige, langsame und flinke, solche, die das Mundwerk fast nicht auseinander-, und solche, die es nur mit Mühe wieder zusammenbringen, wenn es einmal im Gange ist: alles wimmelte fröhlich durcheinander. Der Herr fragte die Riesenentel, wie sie sich nun verträgen. „Wir haben's gelernt, Herr, nachdem wir uns ein Weilchen die Köpfe aneinander gestoßen. Zuerst meinte jeder, regieren zu können, da wir ja doch alle alten Herrschergeschlechtern entstammen. Jetzt haben wir uns dreingefunden, daß geschieht, was die Mehrzahl von uns recht und billig findet. Jeder spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen, aber der andere gibt sich Mühe, ihn zu verstehen, wenn's auch noch nicht immer gerät; jeder glaubt, was er will, und keinem darf der Schädel eingeschlagen werden, weil er sich deine Nase, o Herr, oder dein Zepter oder deine Krone anders denkt als der andere. Jeder soll arbeiten und sparen, sonst mag er hungern; keiner darf dem andern Gewalt antun, denn alle sind gleich vor Gesetz und Recht. Wenn's einem nicht gefiele, so magst du ihn hinaus befördern. Man wird sich aber wohl

hüten; denn so schön und kurzweilig ist's nicht leicht an einem andern Orte deiner Welt, und gehorchen muß man ja eigentlich nur dem, was man sich selbst befohlen hat!"

„Brav,“ nickte der Herr vergnügt; „nur weiter im Text!“ Und ein anderer erzählte ihm noch, wie einmal drunten in den Erdenländern ein großer Streit zwischen den Völkerfamilien sich erhob, da hätten die Riesenentel, erstaunt über den Grenzwall ihres Ländchens hinunterschauend, jene in Waffen gegeneinander ziehen sehen. Einen Moment juckte es wohl jeden, seiner frühern Sippchaft beizuspringen; dann aber sah er auf seine Wahlbrüder, mit denen er sich verstehen

gelernt in guten und bösen Tagen, und entschloß sich, dazubleiben in seinem vielzungenigen und doch einseeligen Lande, damit dieses nicht auch in den wilden Strudel versinke, sondern stehen bleibe und ein Beispiel gebe, wie man von verschiedener Art sein und doch Friede halten kann ... Da freute sich der Herr des Berichtes, ließ einen Beifallsdonner erschallen und faßte dann mit gewaltiger Hand die schönsten Farben seiner bunten Welt zusammen in einen mächtigen Bogen, den er von West nach Ost über das ganze Ländchen spannte. Die Riesenentel aber freuten sich dieses göttlichen Zeugnisses ihrer Eintracht und entzündeten dem Herrn zum Danke lobernde Flammenzeichen von Berg zu Berg.

Das Schweizerland

Von einem Nichtschweizer

Mitten im Kriege,
Mitten im Sturme,
Amtobt, umkämpft,
Umloht, umbrannt,
Lächelt dem Flüchtling,
Lädt ihn zum Bleiben
Das himmelanstürmende Schweizerland.

Sorgend betreust du
Die Armen und Reichen,
Sibst uns Gesundheit,
Hoffnung und Kraft,
Reichst uns Nahrung,
Spendest vom Weine,
Milderst das Feuer der Leidenschaft.

Land du der Berge,
Der Täler und Seen,
Des kundigen Schöpfers Meisterstück,
Schenke uns Menschen,
Den Freunden und Feinden,
Schenke uns allen
Frieden und Glück!

Hubertus-Kraft Graf Strachwitz, Zürich.

Musikunterricht.

Nachdruck verboten.

Das Studium der Musik ist heutzutage ein so wesentlicher Faktor unserer Erziehung geworden, daß beim Aufstellen des Programms für die Ausbildung unserer Kinder das Erlernen eines musikalischen Instrumentes fast selbstverständlich erscheint. Wenn wir nun in Betracht ziehen, daß das Aneignen einer gewissen Fertigkeit auf einem Instrumente eine nicht unbeträchtliche Zeit erfordert, wenn wir ferner bedenken, daß das Kunststudium täglich einen Teil der Tätigkeit in An-

spruch nimmt, so zeigt sich, daß ein nicht zu unterschätzendes Quantum von Arbeit diesem Zweige der Erziehung geopfert wird. Nach dieser Feststellung drängt sich die Frage auf: Entspricht denn auch das Resultat diesem Aufwand an Zeit und Kraft und steht die dem Studium der Musik gewidmete Mühe im richtigen Verhältnis zu dem Vorteil oder dem Genuße, den wir davon haben? Doch wohl nur in wenigen Fällen. Begründen wir dieses Urteil näher.